

texttourismus2

erste schritte

Eine Benefiz-Anthologie für CARE

Mit Beiträgen von:

Roger Willemsen

Frank Goosen

Alexa Hennig von Lange

Markus Kavka

Jörg Thadeusz

Axel Hacke

Selim Özdoğan

Eva Briegel

Franz Dinda

und vielen anderen

Ina Simone Mautz
Lutz Becker (Hrsg.)



care[®]

Die mit dem CARE-Paket.

»Können wir jetzt endlich beginnen?«

Vorwort

Liebe Leser,

Sie haben den ersten Schritt bereits gemacht. Sie haben »texttourismus2« gekauft oder geschenkt bekommen, haben das Buch zur Hand genommen, mit einer guten Portion Neugier und Abenteuerlust aufgeschlagen, und nun lesen Sie hier, wo wir Sie zu einer Expedition der etwas anderen Art abholen möchten. Sie werden bereichert zurückkehren und gleichzeitig etwas Gutes tun – der Erlös dieser Benefiz-Anthologie wird der Hilfsorganisation CARE zugute kommen, die weltweit erste Schritte geht, um Not zu lindern.

Auf einem ausgedehnten Gedankenspaziergang werden Ihnen prominente Autoren und junge Talente ihre Geschichten erzählen – leise und vertrauensvoll, euphorisch und amüsant, unterhaltsam und bewegend. Sie werden mitreisen, als wären die Geschichten Ihre eigenen. Sie werden mit der siebenjährigen Eva Briegel auf der Bühne stehen, werden mit Roger Willemsen den ersten Kuss erleben und mit Frank Goosen in seinem legendären ersten Auto fahren. Und das wird erst der Anfang sein.

Prüfen Sie noch einmal den Sitz Ihrer Schnürsenkel, lassen Sie beruhigt Ihr Gepäck zuhause, richten Sie den Blick nach vorne und gehen Sie einfach los. 40 Lesenswürdigkeiten warten auf Sie – alle nur einen Schritt entfernt.

Eine erlebnisreiche Lesereise wünschen Ihnen

Ina Simone Mautz & Lutz Becker

texttourismus2

erste schritte

Eine Benefiz-Anthologie für CARE

Books on Demand

I. Lernschritte

Bevor es einfach wird
Selim Özdoğan

Loslassen, gefälligst!
Axel Hacke

Von ersten Schritten und Worten
Jess Jochimsen

Rettungspläne
Rike Bolte

Schafe zählen, Schafe gehen
Yvonne Haronska

Der erste Schnitt
Eva Briegel

Der Sport und ich
Martin »Gotti« Gottschild

II. Entdeckerschritte

Der erste Kuss
Roger Willemsen

Teenage Kicks
Markus Kavka

Fuck The School
Sven van Thom

Erstschritte/Erinnerungen/Nasenhaare
Tino Hanekamp

Besuch beim Dichter
Lino Wirag

Im Auto im Herbst im Jahr '89
Thomas Dörschel

Bin was ich strebte ...
Michél Dallaserra

III. Einzelschritte/Doppelschritte

Beobachtungen
Maren Schönfeld

Zähl bis Jan
Nicole Quint

Hinterland
Keiko Saile

Alaska
Ina Simone Mautz

Es gibt keinen ersten Schritt
Oliver Uschmann

Der Himmel über mir
Sunil Mann

IV. Sauseschritte

Bluesmobil
Frank Goosen

Leben zwischen Frisco und Vegas
Lutz Becker

Höchstens zwanzig Minuten
Jörg Thadeusz

Als ich einmal auf einen Berg stieg
Judith Liere

V. Herzschritte

Geduscht, trocken und angezogen
Nadja Schlüter

I Had A Romance With A Scarf Last Night
Pauline Füg

Ohne Messer und Gabel
Elisabeth Rank

Threesome

Sebastian Lühn

Ich glaube nicht, und wenn ...

Mara Braun

Der Rahmen / Mittags

Alexa Hennig von Lange

Kalte Füße

Larissa Loose

VI. Ausfallschritte

Das Experiment

Dana Bönisch

Nicki

Benjamin Quabeck

Inseln

Mischa-Sarim Vérollet

Testament

Franz Dinda

Auf den Schultern eines Riesen

Tommy Finke

VII. Gedankenschritte

Weiße Haare

Björn Sonnenberg

Eggs en Provence

Max Scharnigg

Bremen fliegt zum Mond

Francesco Wilking

Letzte Schritte

Wolfgang Müller

Lernschritte

I

»Zu allem Großen ist der erste Schritt der Mut.«

(Johann Wolfgang von Goethe)

1971

Selim Özdoğan

Studierte Anglistik, Philosophie und Ethnologie, ausgedehnte Auslandsaufenthalte in den USA, Indien, Jamaica und Südamerika. Sein Erstling, der Roman »Es ist so einsam im Sattel, seit das Pferd tot ist« (1995), gilt als Kultbuch. Träger des Adelbert-von-Chamisso-Preises. Özdogans Roman »Im Juli« (2000) basiert auf dem Drehbuch des gleichnamigen Kinofilms von Fatih Akin, sein 2005 veröffentlichter Anatolien-Roman »Die Tochter des Schmieds« spielt wiederum eine Rolle in Akins 2007 erschienenem Film »Auf der anderen Seite«. Reisen mit dem Goethe-Institut führten Özdoğan nach Israel, Island, Frankreich, die Türkei, Schweden, Tschechien, Norwegen, Spanien und Holland.

www.selimoezdogan.de

Bevor es einfach wird

von Selim Özdoğan

Sie werden mich gelobt haben, als ich aufhörte zu krabbeln und mit wackligen Schritten durch die Wohnung stakste und Sachen anfasste, an die ich vorher nicht gekommen war. Das vermute ich, weil ich mich dunkel daran erinnere, wie meine Eltern nicht mit Lob sparten, als ich alleine essen konnte, ohne zu kleckern. Ich bekam Anerkennung dafür, dass ich die Farben auseinanderhalten, Puzzles zusammensetzen, schwierige Wörter aussprechen und mit der Schere genau entlang der Linie schneiden konnte. Es wurde ausdrücklich gewürdigt, dass ich lesen und schreiben lernte, und als ich gute Noten schrieb, spornten sie mich an, so weiterzumachen.

Ich begriff nicht so recht, warum ich nach der Grundschule auf noch eine andere Schule musste. Die wichtigen Sachen hatte ich doch schon gelernt: Lesen, Schreiben, Rechnen. Den Rest konnte man sich doch auch selber beibringen.

Mein Fußballtrainer zeigte sich begeistert, dass ich immer schnell zurücklief, wenn die Gegner den Ball hatten und stellte mich als Verteidiger auf. Ich rannte und kämpfte um jeden Ball und manchmal schmeckte die Luft, die ich einatmete, nach Blut.

Breakdance war in Mode und ich übte mit einem Freund fast jeden Nachmittag Bewegungen, die wir uns aus dem Fernsehen und von Jugendlichen in der Fußgängerzone abgeguckt hatten. Vieles gelang uns nicht oder erst nach Wochen, doch durften wir auf einer Schulveranstaltung auf die Bühne und bekamen Applaus.

Applaus, Lob oder Anerkennung waren mir völlig egal, als ich viel später eine Freundin hatte, deren Körper ich unsicher und nervös erkundete. Frauen schienen komplizierter gebaut zu sein als Männer, oder vielleicht empfand ich es nur so, weil mir alles so fremd war.

Eines Sommers entdeckte ich das Basketballspielen für mich und übte jahrelang wie besessen. Ich wollte höher springen, besser treffen, schneller sein, ein besseres Verständnis für das Spiel entwickeln. Ich schaute NBA und wenn es warm genug war, um die Handschuhe auszuziehen, stand ich auf dem Freiplatz bis es dunkel wurde und redete mir ein, dass diese Sichtverhältnisse sich positiv auf meine Trefferquote auswirken würden. Ein paar gute Würfe, einige schöne Aktionen während des nächsten Spiels waren mir Lohn genug.

Als ich mit Yoga anfing, bin ich durch die Hände vieler Lehrer gegangen, manche haben gelobt, andere nicht und es hat Jahre gedauert, bis ich meine Stirn aufs Schienbein legen konnte. Die Freude darüber hielt etwa eine Woche an.

Manchmal kann ich heute jemanden damit beeindrucken, mich selbst lässt es aber völlig kalt. Genauso wie die Tatsache, dass ich gehen kann, essen ohne zu kleckern, lesen und schreiben, Einrad fahren, Basketball spielen und was sonst noch.

Das Leben ist voller Möglichkeiten und einige davon versucht man zu verwirklichen. Das kann mühsam sein, beschwerlich, entmutigend, aber ich glaube, Aristoteles hatte recht, als er sagte: Der Anfang ist die Hälfte des Ganzen. Oder wie die Perser sagen: Alles ist schwer, bevor es einfach wird.

1956

Axel Hacke

Schriftsteller, Journalist und Kolumnist. Von 1981 bis 2000 Redaktionsmitglied der *Süddeutschen Zeitung*, zunächst als Sportredakteur, dann als politischer Reporter und *Streiflicht*-Autor. Diverse Buchveröffentlichungen im Kunstmann Verlag, u. a. die Bestseller »Der kleine König Dezember«, »Der weiße Neger Wumbaba« und die Kolumnensammlung »Das Beste aus meinem Leben«, die als ARD-Vorabendserie mit Oliver Mommsen in der Hauptrolle verfilmt wurde. Hackes Bücher wurden bisher in 16 Sprachen übersetzt.

www.axelhacke.de

Loslassen, gefälligst!

von Axel Hacke

Das Dreirad heißt Dreirad, weil man eines geschenkt bekommt, wenn man drei Jahre alt ist, hat Anne gesagt. Aber Max ist ja nun schon fünf, und er hat seit einem Jahr ein richtiges Fahrrad. Bloß richtig benutzt hatte er es bis vor kurzem noch nie, weil der Erziehungsberater die Stützräder abgeschraubt hatte, und ohne Stützräder wollte Max nicht Rad fahren. Er solle üben, hat der Erziehungsberater gesagt, üben, üben, üben. So sei es nun mal: Eines Tages fielen die Stützen weg, und man müsse allein fahren, das sei das Leben. Dazu war der Max zu faul. Talentierter Junge in allem. Aber ein bisschen faul. Wer weiß, woher er das hat. Und der Erziehungsberater? Hatte keine Lust, die Stützräder wieder dranzuschrauben. So stand das Fahrrad herum.

Dann habe ich eines Sonntags mit Anne eine Fahrradtour zum Aumeister gemacht, und abends haben wir dem Max die ganze Zeit vom Biergarten vorgeschwärmt und wie herrlich es am Aumeister ist. Dass man da viel Eis geschenkt bekommt! Auf einem wunderschönen Spielplatz spielen darf! Unterwegs Schafe sieht! Aber man könne leider praktisch nur mit dem Radl hinfahren. Der Max hat still zugehört, und am nächsten Tag hat er gefragt, ob jemand mit ihm Radfahren üben könne.

Wenn's unbedingt sein muss, habe ich geseufzt. Vielleicht morgen, hat Antje sehr gedehnt gesagt.

»Jetzt sofort!«, hat der Max gerufen. Dann sind wir abwechselnd um den Block mit dem Max und seinem Fahrrad, immer in tief gebückter Haltung und die rechte Hand am Sattel, damit er nicht umkippt, der Max. Das strengt an, aber immer, wenn wir eine Pause machen

wollten, hat er gebrüllt: »Halt mich fest!« (Ist halt ein autoritäres Kind.) Dann sausten wir wieder los, schwitzend ich und er in bester Laune. Ungefähr beim dritten Versuch hat er das Freihändigfahren üben wollen, beim vierten den Plastikgriff vom Lenker gedreht und behauptet, das sei ein Funkgerät (»Hier komme ich!«, hat er hineingebrüllt), beim fünften das Lenken vergessen, weil auf dem Fußballplatz, an dem wir vorbeikamen, der Andreas stand, »weißt du noch, Papa, der neulich mein Piratenschiff geschenkt haben wollte«, und beim sechsten hat er geschrien: »Jetzt rase ich in den Zaun da, aber voll, hey.« Und jedes Mal hat er auf der Nase gelegen, aber voll, hey. Weh getan hat ihm das nicht, so toll hat er das Radfahren plötzlich gefunden, und abends, da hat er es wirklich gekonnt. Als ich ihn aus lauter Gewohnheit immer noch am Sattel festhalten wollte, hat er gerufen: »Loslassen, gefälligst!« Schon war er verschwunden, um die Ecke beim Mülltonnenhäuschen.

Wie gesagt: Eines Tages fallen die Stützen weg, und man fährt allein, und sie bleiben nutzlos zurück, die Stützen. So ist das Leben.

Nächstes Wochenende will der Max mit der Anne zum Aumeister fahren. Wenn ich schön artig bin, nimmt er mich ja vielleicht mit und kauft mir eine Maß.

1970

Jess Jochimsen

Autor, Kabarettist und Fotograf. Studium der Germanistik, Politikwissenschaft und Philosophie an der Universität Freiburg. Seit 1992 Auftritte auf allen bekannten deutschsprachigen Bühnen mit unterschiedlichen Solo-Programmen, in denen sich Texte, Lieder und Dias abwechseln. Zahlreiche Fernsehauftritte z.B. bei »Scheibenwischer«, »Quatsch Comedy Club« und »Ottis Schlachthof«. Diverse Preise, u. a. Deutscher Kabarettpreis und Prix Pantheon. Seit 2000 Buchveröffentlichungen bei dtv, etwa »Das Dosenmilch-Trauma. Bekenntnisse eines 68er-Kindes«. Jüngst ist der Monolog »Was sollen die Leute denken« (2011) erschienen.

www.jessjochimsen.de

Von ersten Schritten und Worten

von Jess Jochimsen

Als mein Sohn Tom ein Jahr alt war, konnte er laufen und reden. Gut, er lief besser als er redete, was nicht so schwer war, weil er noch nicht so viel redete. Genaugenommen eigentlich nur »Nana«. »Nana«. Das konnte er dafür sehr gut. »Nana« in allen Tonhöhen und Varianten. Manchmal war es nicht so einfach rauszufinden, was er gerade meinte, aber so viel hatte ich schnell raus: »Nana!« mit einem Ausrufezeichen hieß »Apfelsaftschorle«, und »NANA!!« mit zwei Ausrufezeichen »Schokoladenkeks«. Ein wenig kluger Elternsatz lautete daher: »Nein, du kriegst jetzt kein Nana!!«

Denn dann folgten so viele »Nanas«, bis alle Umstehenden dachten, hier geht ein Kinderschänder mit einem geraubten Baby spazieren, und spätestens dann setzte sich Tom durch.

»Nana« konnte übrigens auch ein Verb sein. Wenn Tom in die Ferne deutete und »Nana« sagte, wollte er laufen. Oder besser: Laufen üben. Er lief dann ein paar Schritte, fiel auf die Nase und schrie wie am Spieß. Dann brauchte es eine Menge »Nana!« und »NANA!!«, um ihn wieder zu beruhigen.

Leider kann ich mich nicht erinnern, was ich gesagt habe, als ich so klein war, aber ich glaube, es muss schön gewesen sein. Die ganze Welt ist ein Laut, und alle verstehen einen. Beeindruckend finde ich das schon. Für Tom war der Kosmos »Nana«: Häuser, Bäume, Autos, mein Handy, einfach alles »Nana«. Nur Hunde nicht, die waren »Wau«. Ich habe keine Ahnung, warum dem so war. Seine Welt bestand aus einem Haufen »Nanas« und Hunden. »Hilfe, mein Kind brabbelt Blödsinn, und richtig laufen kann es auch noch nicht!«

Manchmal wünschte ich mir, dass Tom das Sprechen so erlernte wie das Laufen. Ein falsches Wort, und patsch, fliegt er auf die Fresse. Es wäre schneller gegangen dann.

Noch mehr wünschte ich mir allerdings, dass Tom bessereinschlief. Das war ein großes Problem. Eigentlich hätte er vom vielen Laufen und Sprechen Üben so müde sein müssen, dass er auf der Stelle die Augen zumachte. War aber nicht so. Ja, ich kenne die Fachliteratur, »Jedes Kind kann schlafen lernen«. Meins nicht. Vielleicht lag es daran, dass Tom beim Laufen nicht sprach, und das dann abends nachholen musste. Er lag in seinem Bettchen, hielt seinen Stoffhund fest im Arm und erzählte ihm, wie der Tag war. Und ich musste auch zuhören, sonst viel Geheule und »Nana«. Der Stoffhund war im Übrigen eindeutig ein »Wau«, trotzdem nannte Tom ihn »Nana!!!«. Also logisch war das alles nicht.

Wenn mein Sohn stundenlang so da lag und brabbelte und nicht einschlafen wollte, wurde ich oft sehr sentimental und überlegte, wie ich all das Unheil der Welt von ihm abhalten könnte. Gerade Stofftiere betreffend. Ich hatte nämlich auch mal eins, den Teddy-Freddy, und obwohl er nur noch ein Ohr und keine Augen mehr hatte, war er mein liebstes Tier. Wenn man dem Stoffbären auf den Bauch drückte, brummte er, und das vertrieb die bösen Träume. Teddy-Freddy bekam ich von meinem Opa. Als Entschädigung. Der Opa hatte mich einmal mit ins Kino genommen, in *Bambi*, und auf dem Rückweg fuhr er ein Reh tot.

Irgendwann brummte Teddy-Freddy dann nicht mehr. »Er hat bloß Bauchweh«, sagte mein Opa, aber nach der Cola-Therapie und der nötig gewordenen Operation sah Teddy nicht mehr gut aus. Opa sammelte die Holzwolle ein und sagte, er würde das schon wieder hinkriegen. Ich sah Teddy-Freddy nie wieder.

Jedes Mal entsann ich mich dieser Geschichte und dachte, dass ich auf den Stoffhund gut aufpassen müsse, und dass

man ohnehin nicht vorsichtig genug sein könne, und dass der heutige Filmtrash auch sein Gutes habe, weil man Pokémons nicht überfahren kann.

Wie ich so dachte, war es meistens weit nach Mitternacht, und ich verließ auf Zehenspitzen Toms Zimmer. Durch die Tür hörte ich dann ein leises, aber bestimmtes »Nana« - und bis heute frage ich mich, mit wie vielen Ausrufezeichen das wohl gemeint war.

1971

Rike Bolte

Promovierte Literatur- und Kulturwissenschaftlerin, als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Berliner Humboldt-Universität tätig. Außerdem Übersetzerin und Leiterin des mobilen lateinamerikanischen Poesiefestivals »Latinale«. Hat mehrere zweisprachige Anthologien zu junger lateinamerikanischer Poesie und Prosa herausgegeben und koordiniert für das Goethe-Institut das poetische Tandem- und Telegrammprojekt »TransVersalia. Verkehrte Verse«, das im Verlagshaus J. Frank (Berlin) erscheint.

rikebolte@yahoo.com

Rettingspläne

von Rike Bolte

A und Z hatten in die Türrahmen der kleinen Wohnung Holzgitter eingehängt, über die sie selbst hinübersteigen konnten, während ich noch nicht lief. Ich war langsam. Der Arzt sagte: kein Grund zur Sorge. Kinder, die nicht so früh in die Aufrechte gehen, werden kreativer. Kinder, die langsam sind, werden genau und geduldig. A und Z seufzten erleichtert und gingen stolz wieder mit mir nach Hause. Ich trug einen Astronautenanzug gegen den kalten Winter, ließ mich zuhause brav daraus herausschälen und würde kreativ und vielleicht eine berühmte Beobachterin werden. Das war ein gutes Angebot. Trotzdem kamen die Absperrungen. Obwohl der Arzt seine Auskunft damit begründet hatte, dass Kinder, die lange krabbeln, mehr Zeit auf das in die Hand Nehmen von Dingen verwandten, die Dinge stärker in Augenschein nahmen und aus ihnen vielfältigere Schlüsse zogen. Das hatten A und Z nicht verstanden. Sie glaubten, es ginge darum, den Verkehr der Dinge in der Wohnung mir nicht gefährlich werden zu lassen. Oder umgekehrt. Je länger ich nur krabbelte, desto schneller und kompromissloser würde ich werden. Aber vor allen Dingen hatten sie Angst um mich, hieß es. Im Wohnzimmer versanken in einem Flokati-Ozean Kugelschreiber, Knöpfe, Büroklammern und die langen Haare von A. Ich durfte mich nicht daran verschlucken. Ich war ja kein Staubsauger, sagte Z. Die Bekannten von A und Z, die manchmal in den braunen Cordsesseln im Wohnzimmer saßen, lachten über die Absperrungen und über die Sache mit dem Staubsauger. Sie strichen mir über die Haare. Sie trugen riesige Schuhe, zumindest einer von ihnen; mit glatten Sohlen und

Absätzen, die im Flokati untergingen wie alles andere. Ich trug eine Fellweste mit Indianerstickerei, und der mit den großen Schuhen stand einmal im Flokati, machte eine weit ausholende Geste und teilte mir mit, ich würde schon noch sehen, es gäbe viel zu entdecken.

Wegen der Absperrungen, die mir nicht erlaubten, weite Strecken zurückzulegen oder gar das Wohnzimmer zu betreten, wenn niemand darüber wachen konnte, was ich im Flokati aufspürte, nahm ich mir die Dinge im Flur vor. Auch die Küche war abgesperrt. A sagte, dort lägen die Messer. Man stelle sich vor: Ich könnte eins greifen und damit im Kreis wandern, Faust auf und nieder, bis ich müde würde. Mein Zimmer kannte ich in- und auswendig. Ich hatte die Puppen in einer Ecke angehäuft, in der anderen die Teddybären. Stolz hatte Z mein Werk den Bekannten vorgeführt. Man musste bedenken: Ich konnte bislang nur krabbeln. Er verwies auf den Arzt, der gesagt hatte, ich würde es einmal sehr genau nehmen. A fügte hinzu: »Und kreativ soll sie auch werden.« Wieder war der mit den großen Schuhen dabei. Er meldete mich im Geist in seiner Malschule an.

Ich hielt mich also vor allem im Flur auf. Die Dinge, die es dort gab, besaßen eine harmlose Größe und waren aus Materialien, die mir nicht gefährlich werden konnten. Mäntel, Stiefel, ein Schirmhalter ohne Schirm. Manchmal stand dort auch das Telefon, wenn es lieber nicht klingeln sollte. Vom Flur ging noch das Zimmer von A und Z ab. Fast immer war es verschlossen. Es gab Zimmer in der Wohnung, die ich aus der Ferne beobachten durfte. Das Bad gehörte dazu. A meinte, es sei zu kalt für mich, und berücksichtigte nicht, dass über die Fliesen Silberfischchen glitten, die ich in ihrem Zickzackkurs hätte beobachten können.

Manchmal, wenn A und Z in ihrem Schlafzimmer waren und ich im Flur saß, klingelte das Telefon. Ein großes, graues Gerät mit eierschalenfarbenem Boden. Der Hörer vibrierte beim Klingeln leicht. Ich saß davor und sah dem Klingeln zu.

Sonst geschah nicht viel. Vom Tretford-Boden aus bemerkte ich die Verwunderung in den Gesichtern von A und Z, wenn sie aus ihrem Zimmer kamen. Wieso ich nicht in meinem Zimmer säße. Sie hievten mich zu den Puppen und Bären und spannten eines der Holzgitter in den Türrahmen. »Was soll das Kind im dunklen Flur sitzen«, sagte Z. »Ja, solange es nicht das Telefon bedienen kann«, lachte A. »Der viele dunkle Stoff der Wintermäntel und die leeren Schuhe sind keine Muntermacher«, fügte Z hinzu.

An einem Tag, an dem A den Flokati auf dem Balkon ausgeschüttelt hatte und über der Brüstung auslüften ließ, durfte ich alleine im Wohnzimmer sein. Es war der Tag, an dem ich mich zum ersten Mal am Couchtisch hochzog. Ich hatte endlich die gesamte Balkontür im Blick, dahinter das blendende Licht. Helle Bäume, die sich zu schälen schienen. Ich war alleine und meine Aufregung über das, was ich sah, ließ sich nur dadurch mildern, dass ich den Flokati über der Brüstung liegen sah, ein verlässliches, heimisches Tier.

Heute sitze ich auf dieser Insel im grellen Neonlicht. Eine Schwester mit schillernder Montur kommt auf mich zugeritten. Sie hat mir eine Mitteilung zu machen. Jeden Tag hat sie einen Staffellauf zu erledigen: Tabletten in aerodynamischen Formen und den Farben des Himmels sind auszuteilen, damit Ruhe im Karton ist. »Der Phantasie«, sagte die Schwester noch vor ein paar Tagen, als die Welt auf meiner Insel – meinem hohen, makellos weißen Bett – noch in Ordnung war, »sind keine Grenzen gesetzt. Ich habe schon anderes erlebt als deinen Fall. Dass die Dinge Geschmack besitzen, wenn man sie anschaut, das ist doch gut und schön. Dass du manchmal ein wolliges Gefühl auf der Zunge hast, wenn du Dinge betrachtest, lässt sich ignorieren. Mal dir doch aus, du würdest deine Zunge kämmen oder staubsaugen.«

Ich halte mir die Ohren zu, in denen es bei solchen Ratschlägen klingelt. Ich stelle mir eine Stoffklappe vor, die Augen, aber auch Nase, Ohren und Tastsinn wie unter Mull

abtauchen lässt. Die Schwester indes macht mir ihre Mitteilung. In einer Woche werde ich entlassen. Das Licht über meinem Bett beginnt zu flackern. Wer hat der Schwester diesen Staffellauf verordnet? Wer hat ihr das Päckchen mit der Botschaft in die Hand gedrückt? Von nun an muss ich ihr misstrauen. Ich habe dafür noch sieben Tage.

Nachdem ich eine Weile auf meiner Insel nachgedacht habe, wie es weitergehen soll, kommt die Schwester noch einmal ins Zimmer. Sie zwinkert mir zu. »Wer A sagt, muss auch B sagen. Wer Phantasie hat, muss auch Rettungspläne anlegen können«, sagt sie, und lässt die Tür zum Flur offen stehen.

Ich sehe auf den Flur. Ich sitze seit einem halben Jahr auf der Insel. Das Neonlicht gibt mir vertrauensvoll den Tag an. Um 21 Uhr werden alle Lichter gedimmt. Das bedeutet: Dämmerung. Seit einem halben Jahr auf die Minute genau um 21 Uhr. Die Dinge im Krankenhaus sind gut sortiert; es gibt einen Flur, der sogar völlig frei von Dingen ist. Von meiner Insel aus kann ich ihn in den Blick nehmen. Doch ihn betreten – das gelingt mir nicht. Ich habe dafür ein Zeugnis bekommen: Konversionssyndrom. Paralyse. Lähmung der Beine ohne körperlichen Befund. Insgesamt histrionische Persönlichkeit. Synästhetisches Erleben. Animistisch-magischer Objektbezug. Deswegen hat die Schwester mit Recht eine Litanei aufgesagt: »Du kannst dich nicht darauf verlassen, dass die Welt durchs Telefon zu dir kommt.« Sie hat recht: Ich starre über weite Strecken des Tages auf das Telefon. Ich hebe den Hörer ab, gerade dann, wenn es nicht klingelt, und sehe mir die kleinen Lautsprecher-Öffnungen in der Hörmuschel an. Wie bei einem Sieb. Insgesamt gut zu gebrauchen, damit die Dinge nicht ungefiltert bei mir ankommen.

»Damit ist jetzt aber Schluss«, sagt die Schwester am ersten Tag der angebrochenen Woche. Wir werden damit beginnen, dass du nur den Telefonhörer abhebst, wenn das

Telefon klingelt. Nun konzentriere ich mich darauf zu warten, es möge jemand anrufen. Doch dazu kommt es nicht.

»Wir können das Telefon auch einfach auf das Fensterbrett stellen«, schlägt die Schwester am zweiten Tag vor. »Wir schlagen zwei Fliegen mit einer Klappe: Wenn es klingelt, wirst du daran erinnert, dass du meinst, das Laufen verlernt oder nie gelernt zu haben. Zweitens siehst du einmal in den Tag hinein. In das Licht, das draußen herrscht. Dazu die Bäume, die bald ausschlagen werden.«

Das Telefon steht auf dem Fensterbrett, wie die Schwester es haben wollte. Da es auch am dritten Tag nicht klingelt, bleibe ich auf der Insel sitzen. Ich sehe nun wieder verstärkt den Linoleum-Boden des Zimmers, und wie er sich von dem des Flures abgrenzt. Der eine ist erd-, der andere himmelfarben, sie stoßen an der Türschwelle aufeinander. Und sie sind beide makellos. Kein Staubkorn ist darauf zu sehen.

Ich erwähne der Schwester gegenüber das Aufeinandertreffen der Elemente, das an der Schwelle meines Zimmers stattfindet. »Und auf welchem Element befindest du dich?« - »Ich sitze doch auf meiner Insel«, sage ich, sie kann es sich eigentlich ausrechnen. Immerhin zählen wir schon den vierten Tag.

Am fünften Tag besucht mich anstelle der Schwester ein Arzt. Er nennt ein paar Fakten. Und fragt mich, ob ich bereit sei. Zum Beweis halte ich mich vorne am Gitter des Bettes fest. Das Bett wird von Wellen gepeitscht und schwankt. Ich bin zweifellos auf keiner Insel mehr zuhause. Der Arzt drückt mir einen Zettel zum Unterschreiben in die Hand. Ich bringe ihn am Fußende meines Bettes an, als eindeutige Flagge.

Mit dem sechsten Tag ist das Wochenende angebrochen. Die Schwester hat sich am Tag zuvor von mir verabschiedet, sie hat keine Schicht. Auch kein Arzt meines Vertrauens ist mehr in Sicht. Das Telefon klingelt einmal schrill, es handelt sich um einen Wochenendanruf, Samstag ist der Tag zum Muntermachen. Manchmal rufen A oder Z an. Dann wird